

„Denk' doch an die Kleinen!“ Daily Herald, London

Allerdings: von einem schwarz-weißen Happy End auf der Leinwand will der englische Filmzensor noch nichts wissen; alles Diesbezügliche streicht er. Aber zumindest ein Teil der jungen weiblichen Bevölkerung ist anderer Meinung. Es ist in London nichts Ungewöhnliches, einen jungen Schwarzen mit einer hübschen Engländerin Arm in Arm über die Straßen schlendern zu sehen.

In Asien sagen die Engländer nichts gegen Mischehen. Der Sultan von Johore, dem wichtigsten Staate Malayas, beispielsweise heiratete 1940 Marcella Mendl aus Wien. Sie wird von den Engländern als Sultana anerkannt und geehrt. Mit der aus Frankreich gebürtigen Begum Aga Khan tanzte Herzog Philip von Edinburgh dieser Tage an der Riviera bei der Eröffnung eines Wohltätigkeitsballes.

Die Gleichberechtigung der Rassen gehört zu den Fundamentalprinzipien der Sozialisten. Trotzdem erklärte die englische Regierung jetzt, Seretse dürfe auf fünf Jahre nicht in seine Bamangwato-Heimat zurück. Die Anerkennung als Oberhäuptling wird ihm vorenthalten. Als Pfister bekommt er eine Jahresrente von 1100 Pfund (rund 13 000 DM).

Das wurde Seretse eröffnet, als er in London war. Er und seine Frau waren zu Besprechungen nach England eingeladen worden. Er kam, seine Frau nicht. Das war die List.

Seretse hatte nämlich zuerst verlangt, man solle ihm die Rückkehr versprechen. Diese Zusage erfolgte nicht, wenigstens nicht schriftlich, obwohl der Schwarze das wiederholt gefordert hatte. Daraufhin ließ er vorsichtshalber Ruth in Serowe.

Seretse behauptet jetzt, mündlich hätten die Engländer ihm immer wieder gesagt, er werde „natürlich“ zurückkommen dürfen. Er sei also auf einen „gemeinen Trick“ hereingefallen. Die Regierung bestreitet.

So etwas macht in der englischen Oeffentlichkeit einen peinlichen Eindruck. „Eine schimpfliche Angelegenheit“, sagte Churchill im Unterhaus.

Da Ruth ein Kind erwartet, erschien es auch dem zahnsten Regierungsanhänger unmenschlich, Seretse und Ruth unter solchen Umständen zu trennen. Regierungsvertreter murmelten zwar etwas davon, Ruth aus Serowe wegzuschaffen. „Ich gehe nicht“, weigerte sich aber die weiße Häuptlingsfrau entschieden und schimpfte auf

die Sozialisten. Auf ihrem Bücherregal im afrikanischen Bungalow stehen Churchills Erinnerungen.

Die Regierung, der auch innenpolitisch bange wurde, entschloß sich zu einem Kompromiß. Seretse darf zu der Zeit, da der Sproß der schwarz-weißen Liebe erwartet wird, als Privatmann nach Serowe fahren. Außerdem darf er im Stammesgebiet Material für seinen Prozeß um die Erbschaft Khamas III. sammeln.

Aus der Häuptlingschaft wird aber vorläufig nichts. Der Stamm soll in den fünf Jahren der Verbannung Seretsets zuerst durch englische Beamte, dann durch einen Rat prominenter Stammesführer regiert werden.

Die schwarzen Protegierten des Bamangwatolandes taten den britischen Pro-



Warten auf den dritten Weltkrieg Ataman Taras Borovec, alias Bulba

tektoren ihre Meinung deutlich kund. Al Hochkommissar Sir Evelyn Baring zu dem Bamangwatos kam und befahl, ein „Kgotta“ einzuberufen, erschien einfach niemand. Die Schwarzen weigerten sich sogar, eine schriftliche Erklärung des Hochkommissars an den Stamm zu verteilen. In London verlangte man daraufhin die Abberufung eines Kolonialbeamten, dem derartige Beleidigungen zugefügt werden können.

Ruth ist bei den schwarzen Rassegenossen ihres Mannes beliebt. Sie wohnt in Seretsets Bungalow, der mit Radio ausgestattet ist, hat fünf Diener und Dienerinnen sowie ein eigenes Auto zu ihrer Verfügung. Damit, daß die Frauen einige Kolonialbeamter sie boykottieren, hat sie sich abgefunden. Unter anderen Weißen fand sie Freunde. Der Stamm erklärt, wenn sie im Juni einen Jungen zur Welt bringe, werde er diesen als künftigen Stammeshäuptling anerkennen.

Mit bewährtem Zungenschlag behauptete die englische Regierung, ihre Entscheidung in Sachen Seretse diene nur dem inneren Stammesfrieden der Bamangwatos und habe weder etwas mit der grundsätzlichen Frage der Mischehe noch mit der Einstellung Südafrikas zu tun.

In England glaubt das kein Mensch. Man weiß dort, was Malan will. Viel Engländer meinen, die Regierung habe — da Malan sich ohnehin nicht versöhne — lasse — nutzlosen Opportunismus getrieben. Auf Kosten eines Prinzips, das für die Erhaltung des Commonwealths lebenswichtig sei.

Man fürchtet die Reaktion in Indien und in Afrika. Und die propagandistische Ausschachtung des Falls durch Moskau.

PARTISANEN

Kerenski für die Ukraine

Starke Sicherungs-Einheiten der Sowjetarmee in Wilhelms Piecks Deutsche Demokratischer Republik schnüren ihr Marschgepäck. Das rote Oberkommando zieht Verbände in die Sowjetukraine ab. Sie sollen endlich die Ukrainische Aufstands-Armee, die UPA, liquidieren.

Vor drei Jahren schon schlossen die Sowjetunion, Polen und die Tschechoslowakei ein Geheimabkommen, um die UPA gemeinsam zu bekämpfen. Seitdem haben die UPA-Leute ihre Taktik ändern müssen: sie operieren nicht mehr in größeren Abteilungen von mehreren hundert Mann, sondern mit kleineren Gruppen. Aufgerieben oder vernichtet ist die Ukrainische Aufstands-Armee aber noch lange nicht.

In geflicktem Kleppermantel und m. blauer Schifferhose taucht in den ukrainischen DP-Lagern in Neu-Ulm und Leipzig heim in der amerikanischen Zone Deutschlands zuweilen ein blonder Mann müden, verschlossenen Zügen auf. Er sieht aus wie ein Monteur der Ulmer Telefunken-Werke nach einer Acht-Stunder Schicht. Das ist der Begründer und Chef der Ukrainischen Aufstands-Armee, Ataman Taras Borovec alias Taras Bulba, alias Baida, alias Gonta, alias Tschub-Taras Borovec muß sich tarnen. Die Sowjets sind zu schlecht auf ihn zu sprechen.

Borovec hat keinen festen Wohnsitz. Er es sich recht herumgesprochen hat, daß er da ist, ist er auch schon wieder fort.

Vor gut zehn Jahren hat Taras Borovec die ersten Kader seiner Armee organisiert. In Warschau residierte damals der Präsident der „Ukrainischen Volksrepublik im Exil“, Andrij Livyckyj. Das war um die Zeit, als die deutsche Wehrmacht in Polen einmarschierte. Präsident Livyckyj redete damit, daß nun der deutsch-sowjet

sche Zusammenstoß bald fällig sein würde und schickte Taras Borovec nach Wolhynien, eine nationale ukrainische Truppe zu organisieren. So oder so wollte er aus dem Kampf zwischen Hakenkreuz und Sowjetstern eine unabhängige Ukraine herauschlagen

Am 1. August 1940 setzte Taras Borovec nachts über den Bug und schmuggelte sich durch den sowjetischen besetzten Teil Polens in die Ukraine. Bis zum 22. Juni 1941, dem Tag, an dem der deutsch-sowjetische Krieg ausbrach, hatte er in der Sowjetukraine rund 10 000 Mann untergrundkampfbereit. Von seinem Waldhauptquartier bei Olevsk aus leitete er seinen Kleinkrieg gegen versprengte Sowjet-Einheiten, die sich vor den deutschen Truppen zurückzogen.

In dem halben Jahr zwischen dem deutschen Einmarsch in die Sowjetunion und dem November 1941 hat Taras Borovecs UPA im nordwolyhynischen Gebiet die Verwaltung organisiert, Zeitungen herausgegeben und für die Arbeitsaufnahme in den öffentlichen Betrieben gesorgt. Die Deutschen ließen sich in den versumpften Gebieten nicht viel sehen. Bis dann im November 1941 der Reichskommissar Erich Koch mit seinem Gefolge von Sonderführern, Landwirtschaftsführern und SD-Kommandos in Rowno auftauchte.

Bei Taras Borovecs UPA-Leuten hatte sich bald herumgesprochen, was Koch vorhatte: „Es genügt, wenn ukrainische Schulkinder lernen, bis hundert zu zählen.“ Borovec blieb allen höflichen Einladungen zum Reichskommissariat fern. Er dachte an seinen ukrainischen Partisanen-Chef-Kollegen Stefan Bandera.

Stefan Bandera, ein häßlicher, magerer Mann, 1,54 m groß, war von den Deutschen 1939 aus dem polnischen KZ Beresa Kartuska befreit worden. Er sollte dort eigentlich für ein 1945 geglücktes Attentat auf den polnischen Innenminister Pieracki lebenslänglich büßen. Bandera hatte einen Teil der Leute hinter sich, die sich von einem Obersten Eugen Konowalec hatten führen lassen, der in Rotterdam mit einem Sowjet-Geldpäckchen explodiert war.

Am 30. Juni 1941 zog Stefan Bandera mit einer Kompanie Ukrainern in deutschen Uniformen von „z. B. V. Brandenburg“ im eroberten Lemberg ein und proklamierte den „Unabhängigen Ukrainischen Staat“. OKW-Abwehr II konnte nicht verhindern, daß SD-Ostspezialisten die Bandera-Regierung über eine höflich vereinbarte Zusammenkunft ins KZ Oranienburg verfrachteten.

UPA-Chef Taras Borovec hatte sich in dessen vor Gauleiter Koch mehr nach Norden abgesetzt. Das UPA-Hauptorgan „Oborona Ukrainy“ wies neue Untergrund-Pfade: „Die Deutschen kamen in die Ukraine, um sie zu annektieren und die Bevölkerung zu vernichten. Wer denkt, daß die Deutschen den Krieg für die Ueberwindung der kommunistischen oder bürgerlich-kapitalistischen Welt führen, der irrt sich. Die Deutschen begannen den imperialistischen Krieg, um Osteuropa zu beherrschen, in erster Linie die Ukraine.“

Nach den ersten Strafexpeditionen der Koch-Leute tauchten plötzlich die UPA-Partisanen vor deutschen Dienststellen auf, zerstörten sie und verschwanden. Das war im April 1942. Taras Borovec und seine UPA wurden eine dritte Macht im deutsch-sowjetischen Kampf.

1942 kamen in Taras Borovecs Hauptquartier der Sowjetoberstleutnant Lukin und der Hauptmann Breschnjow. Sie führten sich mit einer Grußbesuche Josef Stalins ein. Stalin bot Borovec eine Generalamnestie und forderte den Generalauf-

stand. Als Auftakt sollte Gauleiter Koch liquidiert werden. Taras Borovec hatte Gegenforderungen: Generalaufstand nur unter der Bedingung, daß die Sowjetunion die Ukraine als selbständigen Staat und die UPA als ukrainische Armee anerkenne.

Gauleiter Koch schickte Gebietskommissar Dr. Baer und SS-Obersturmbannführer Dr. Pütz als Unterhändler zu Taras Borovec: er möge sich mit den Deutschen zusammensetzen. Borovecs Gegenforderungen: Einstellung aller Repressalien gegen die Bevölkerung; Anerkennung des ukrainischen Staates; Auflösung der deutschen Zivilverwaltung und Beendigung der wirtschaftlichen Ausbeutung der Ukraine.

Taras Borovec sagte keiner Seite fest zu. Er spielte auf Zeit und hoffte, die beiden



Falls die Sowjets verschwinden
Präsident Andrij Ljwyckij

Größen würden sich schon gegenseitig zermürben. Im Dezember 1942 luftlandeten die Sowjets die ersten linientreuen Partisaneneinheiten in der Ukraine. Die Deutschen kämpften nun gegen Partisanen aller Schattierungen. Taras Borovec gegen Sowjets und Deutsche.

Zu allem Ueberfluß geriet er noch in Streit mit Anhängern des Stefan Bandera, der im KZ Oranienburg saß. Die beiden Gruppen begannen einander zu morden. Am 17. November 1943 bot Taras Borovec im Rownoer Hauptquartier des deutschen Generals Kitzinger den Waffenstillstand an. Zu weiteren Verhandlungen über Bewaffnung und Unterstützung seiner UPA ließ er sich nach Berlin locken. Er wanderte sofort nach Oranienburg weiter und saß bald in einer Zelle auf dem gleichen Korridor, an dem auch Stefan Bandera saß

Erst im November 1944 öffneten sich für Taras Borovec und Stefan Bandera die Zellentüren. Unter dem großrussischen General Wlassow sollten sie sich einigen und die deutschen Kastanien aus dem So-

wjet-Feuer holen helfen (vgl. SPIEGEL 7/50, Internationales). Sie streikten. Einen Großrussen unterstellten sie sich als unabhängige Ukrainer nicht. Weder die SS Division Galizien, noch General Schandruk imaginäre „Ukrainische Befreiungsarmee“ konnten den deutschen Zusammenbruch aufhalten

Die Ukrainer-Führer tauchten westlich unter. Im Mai 1945 fiel Taras Borovec in englische Hände. Er gab sich als deutscher General aus. Die Uniform bestach, sein Jargon fiel auf. Zwölf Monate saß er in Haft. Sowjetische Auslieferungsanträge blieben unerledigt. Heute wartet er auf den dritten Weltkrieg. Vom UPA-Kampf unter den jetzigen Umständen hält er nicht allzuviel.

1948 konstituierte sich in Augsburg, Am Judenbergr 8, ein ukrainisches Exilparlament. Präsident dieses „Ukrainischen Nationalrates“ wurde der alte „Präsident der Ukrainischen Volksrepublik im Exil“, Andrij Ljwyckij.

Die Gesamtstärke der UPA in der Ukraine selbst wird heute auf 60 000 Mann geschätzt. Als Stützpunkte dienen alte Wehrmacht-Waldbunker, die teilweise mehrstöckig unter der Erde angelegt sind. Die UPA hat sogar Panzer, T 34, Panther und Tiger. Wenn die UPA-Armisten nicht zum Einsatz gebraucht werden, leben sie als brave Sowjetmenschen in den Dörfern und Städten. Die Bevölkerung trägt dazu bei, daß sie nicht entdeckt werden

Fast jede Aktion, die von den Sowjets gegen die UPA geplant ist, wird vorher verraten. Selbst in hohen Kommandostellen der NKWD sitzen Untergrund-Leute.

Die UPA-Einsatzgruppen sind mit Dora- und Cäsar-Funkgeräten der deutschen Wehrmacht ausgerüstet und werden drahtlos auf dem laufenden gehalten. In den unterirdischen Anlagen der Waldgebiete sind regelrechte Funkleitstellen eingerichtet.

Ihre große Zeit hatten die Widerständler 1945 und 1946. Damals hatten sie fast das halbe Territorium der Ukraine unter Kontrolle. Der Westen hörte damals nicht gerne davon. Es störte den Flirt mit Moskau.

Als der west-östliche Gegensatz sich dann versteifte und US-Experten sich für anti-sowjetischen Untergrund zu interessieren begannen, hatte die UPA ihre Taktik schon ganz umstellen und sich auf gelegentliche Ueberfälle beschränken müssen. Etwa wie auf die Aktion gegen den Stab der MWD-Truppen bei Stanislaw, bei dem der General der MWD Moskallenko fiel. Die UPA-Leute wurden dabei von einem ehemaligen Sowjet-Leutnant geführt.

Gelegentlich schlagen sich UPA-Gruppen bis in die US-Zone Deutschlands durch. Sie sollen zeigen, daß die UPA noch da ist und für die völlige Unabhängigkeit der Ukraine kämpft. Argwöhnisch beobachten die UPA-Führer, wie die Amerikaner den Lenin-Vorgänger Alexander Kerenski wiederbeleben, der einem großrussischen Reich inklusive Ukraine das Wort redet. In London hat Kerenski mit den Exilpolen über die russisch-polnische Zukunftsgrenze — nach dem Verschwinden der Sowjets — verhandelt. Von einer unabhängigen Ukraine war keine Rede.

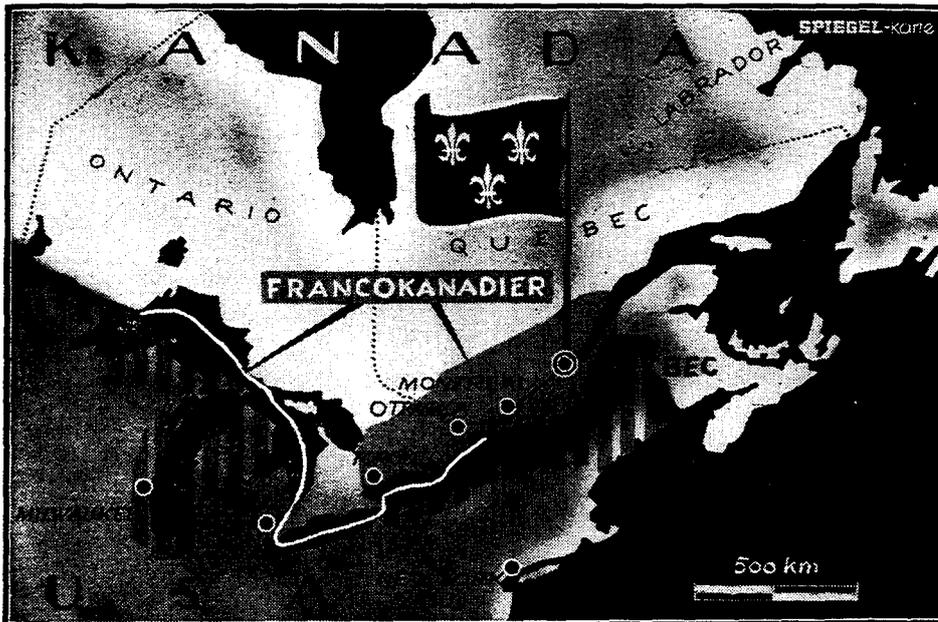
Stefan Bandera will, wie die ukrainische Zeitung „Nedila“ in Aschaffenburg berichtete, in die Vereinigten Staaten auswandern. Auf Augsburgs schwarzer „Kaiserhof“-Börse hat er einige tausend grüner Dollars flüssig gemacht, als Wegzehrung und US-Starthilfe. Er will Kerenskis Pläne an Ort und Stelle durchkreuzen, Pläne für den Fall, daß die Sowjets aus der Welt verschwänden.

Echt französisch geblieben

Das Abstimmungsergebnis erinnerte an östliche Vorbilder: mit 82:0 Stimmen beschloß das Provinzparlament der kanadischen Provinz Quebec, das Lilienbanner des Hauses Bourbon zur Staatsflagge zu erheben. Ohne eine Gegenstimme hat so ein Bundesstaat des britischen Dominions Kanada die Flagge der französischen Könige übernommen.

In der Fahnenresolution heißt es: „Das Lilienbanner ist die Flagge unserer Vorfahren. . . Gewiß, wir sind mit Gewalt in ein unerwünschtes Staatsgebilde hineingezwungen worden, doch unsere Volksseele hat sich seit diesem Tage nicht geändert, ist echt französisch geblieben.“

Rund 42 Prozent aller Kanadier sind



heute französischer Abstammung. Als George Washington starb (1799), waren es erst 15 Prozent. In 20 bis 25 Jahren wird das französische Element in Kanada die absolute Majorität haben. Die ganze andersvölkische Einwanderung von 180 Jahren hat nichts gegen diese Entwicklung ausrichten können.

Heute ist nicht nur die größte aller kanadischen Provinzen, Quebec, rein französisch, auch Manitoba wird durch französische Unterwanderung von innen romanisiert. In der britischen Hochburg Ontario vermehrten sich die Franzosen in dreißig Jahren von 1,2 auf 19 Prozent der Bevölkerung.

Schon vor einem Jahr hat denn auch Henri, Graf von Paris und Chef des Hauses Frankreich, einen Adjutanten, den Marquis d'Abranques, nach Quebec geschickt. Dort residiert der Marquis als offizieller Abgesandter des französischen Kronpräsidenten in der Rue Montcalm und hilft den Frankokanadiern, 200 Jahre ihrer Geschichte zu überspringen: denn Franzosen haben Kanada im 16. und 17. Jahrhundert kolonisiert. Erst im englisch-französischen Krieg von 1755 bis 1763 ging Kanada an England verloren, das es dann vor 1873 durch Eingliederungen auf seinen jetzigen Umfang brachte.

Die Frankokanadier haben die Große Revolution von 1789, Napoleon, die dritte und die vierte Republik niemals anerkannt. Sie fühlen sich noch als Untertanen des Hauses Bourbon, gewaltsam ins britische Imperium einverleibt.

Es ist freilich reichlich unwahrscheinlich, daß die Bourbonen jemals das Château Frontenac in Quebec als Könige beziehen werden. Das Lilienbanner soll zunächst nur einmal zeigen, daß die französischen Untertanen Seiner britischen Majestät stark genug sind, ihre Ziele offen zu erklären: Los vom Commonwealth, ein selbständiges Kanada mit römisch-katholischer Staatskirche und freier Wahl der endgültigen Staatsform.

Man sagt, Quebec sei normannischer als die Normandie und bretonischer als die Bretagne. Heute schon ist ein altertümliches Französisch neben Englisch Amtssprache. Es gibt keine „Weizenfabriken“ wie in den Steppen des Westens, sondern kleine Bauern mit 28 Hektar pro Familie.

In zweihundert Jahren haben sich die Leute kaum geändert. Sie warten nun auch noch die zwei Dutzend Jahre, bis sie

Loyalität in Washingtoner Hinterstuben berichten müssen, so kabelt US-Korrespondent Middleton Naturschilderungen über die Abgründe und tiefen Sümpfe der sonst so bürgerlichen Bonner Bundesrepublik. Westdeutschland erscheint ihm wie ein dicht getarntes Heerlager von Nazis, Brüderg'schaftlhubern, Ruhrkonzerngewaltigen und Junkern.

Was Drew dichtet, erscheint mehrspaltig auf Seite 1. Hochkommissar John McCloy muß dann — unscheinbar auf Seite 7 — durch Dementis dämpfen, da Middleton ihm den so mühsam angerührten Brei der Deutschland-Politik in Washington sonst anbrennen lassen würde.

Drews Kollegen im Frankfurter Parkhotel beschwichtigen maliziös, man solle den „Times“-Mann nicht zu ernst nehmen. Er fühle sich immer noch im rosaroten Zwielicht seiner Moskauer Korrespondentenzeit und zahle der westdeutschen Bundesrepublik fälschlich heim, daß er aus Rußlands politischen Steppen hinausgeüdet wurde.

Mr. Morleys Frage, was eigentlich in der „Times“ vorgehe, ist verständlich. Während sich auf der Artikel-Seite Kommentatoren von Weltruf wie James Reston und Anne O'Hare McCormick ehrlich abmühen, die Deutschlandprobleme im großen Zusammenhang konstruktiv darzustellen, erfreut sich die Nachrichtenredaktion an den trüben Fischzügen ihrer Frankfurter Morgenthau-Boys.

Das war einst anders. Als Redaktionschef Guido Enderis noch im Berliner Büro der „New York Times“ — nicht weit vom Kaiserhof, nicht weit von der Reichskanzlei — wirkte, wußten „New York Times“-Leser sehr wohl zu unterscheiden zwischen amtlich geleiteter Promi-Propaganda und dem, was wirklich geschah.

Heute gibt es für sie nur ein Schwarz-Weiß-Bild Deutschland. Mehr Schwarz als Weiß. Middleton liebt keine Mittelöne.

die absolute Majorität im Staate Kanada haben werden. Dann wird der Kardinal-erzbischof von Quebec die Eröffnungsmesse des Parlaments lesen, und durch Akklamation wird das beschlossen werden können, was sich die Frankokanadier wünschen: einen eigenen Staat unter der Fahne der französischen Könige.

PRESSE

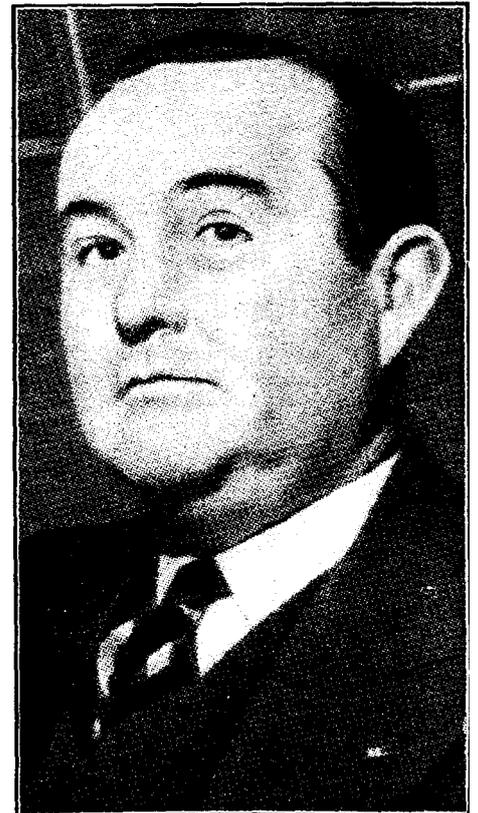
Middleton ohne Mitteltöne

Amerikanische Politiker fanden etwas auszusetzen an der „New York Times“. Im täglich neu gezeichneten Weltbild des altehrwürdigen Informationsblattes — fast so ehrwürdig wie die namensgleiche Londoner Tante — glauben sie seit geraumer Zeit immer an derselben Stelle Schönheitsfehler zu entdecken. Wo Deutschland liegt, ist oft ein trüber Fleck.

Felix Morley, Herausgeber der „Human Events“, glaubt zu wissen, wer den Amerikanern — soweit sie seriös genug sind, die „Times“ zu studieren — die gefärbte Deutschland-Brille vorhält.

„Was geht in der ‚New York Times‘ vor?“ fragt Morley sich und seine Leser. Und unterzieht die Serienproduktion des Frankfurter „Times“-Mannes Drew Middleton einer herben Kritik. Vor allem dessen Anti-Nationalismus-Fanfaren in der Deutschland-Berichterstattung tiöben ihm tiefes Mißtrauen ein.

Wie die G-Männer des FBI heute an Chef Edgar Hoover über die politische



Trüber Fleck im Deutschlandbild
Drew Middleton